

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 35.

Berlin, Donnerstag den 21. März

1844.

### Frankreich.

#### Jules Sandeau und George Sand.<sup>\*)</sup>

Allen Freunden und Feinden der wunderbaren Frau, die sich George Sand nennt, ist es wohl hinlänglich bekannt, daß sie sich diesen Namen aus dem eines geliebten Freundes gewählt, mit welchem sie eine Zeitlang gemeinschaftlich gedichtet hat: Jules Sandeau; es ist eine eigenthümliche Ironie des Zufalls, daß sie ihm den wässerigen Theil (eau) des Namens gelassen und so passend den Sand für sich nahm, den goldenen, glühenden, morgenländischen Wüsten-sand, den der Ruhm in alle vier Winde getragen und den Leuten in die Augen gestreut hat, daß sie geblendet waren und die Moral nicht mehr erkennen konnten. An dieser Hüterin unseres zeitlichen und ewigen Glücks, an der Moral, hat George Sand sich nur zu oft vergangen, weil sie die Gegnerin derselben, die Sünde, zu reizend, zu schön darstellte; die Apotheosen der sinnlichen Leidenschaft mögen manches junge Auge irregeleitet, manchen reinen Sinn getrübt haben. Es scheint fast, als fühlte dies die Sand jetzt selbst; sie ist älter und ruhiger geworden, der Egoismus der Jugend, der stürmische Schmerz, das heftige Genußverlangen ist überwunden, das Streben nach Sühne, nach wohlthätiger Wirksamkeit tritt unverkennbar immer deutlicher bei ihr hervor; nicht in trockenem Moralistren oder dunkler Kopfhängerei, sondern in inniger heller Begeisterung für das wahrhaft Schöne, für die Tugend. Sie stellt ein so echtes, lebendiges Vorbild derselben in ihrer Consuelo auf, sie hebt gerade die weibliche Reinheit als den höchsten Schatz hervor und fordert von ihrem Vorbild in den schwierigsten Lagen die makellose Erhaltung desselben, daß man die Aufrichtigkeit ihres Sühneversuches nicht bezweifeln kann. — Anders in der Ausführung, aber ähnlich in der Tendenz, legt Jules Sandeau seine Reue über sein Leben und Lieben an den Tag; er schildert mit ergreifender Wahrheit die traurigen Folgen unerlaubter Verhältnisse, die Verfündigungen, welche sich die Liebe gegen die Ehe hat zu Schulden kommen lassen. Die vornehme Welt in Paris bietet ihm Stoff genug in dieser Beziehung und seine eigene Vergangenheit liefert unzweifelhaft die charakteristische Färbung, die erschütternde Wirklichkeit der Situationen dazu; denn es war aller Wahrscheinlichkeit nach Jules Sandeau, um dessentwillen George Sand den häuslichen Heerd verließ. Beide müßten eine harte Schule der Leidenschaft durchgemacht und den Kelch der Trübsal bis auf die Hefen geleert haben, da in ihren Schriften der bittere Nachgeschmack so deutlich vorwaltet. Die Sand hat in jedem ihrer Romane einen stehenden Liebhaber, der statt des Herzens ein Gemisch von Selbstsucht und Sinnlichkeit in sich trägt, an dem sie gleichsam das Rachegefühl ihrer gekränkten Weiblichkeit ausläßt; sogar in den späteren Romanen findet sich dieser Typus noch vor, z. B. in Horace, wo der Held gleichen Namens mit wahrer Meisterschaft als Urbild des männlichen Egoismus dargestellt ist, und in Consuelo ist der leichtsinnige, verderbte Anzoleto eine Abart desselben. Jules Sandeau scheint nicht minder eine kleine persönliche Rache zu befriedigen, wenn er mit grausamer Ironie die Liebe eines Weibes als eine Last und Folter darstellt; sein Roman *Marianne* schildert eine Frau, die ihrem Geliebten Ehre und Gewissensruhe aufgeopfert hat, ohne daß derselbe es geradezu von ihr verlangte, also gleichsam ein Aufdrängen voraussetzt, wodurch die Weiblichkeit aufs tiefste geschmäht wird. Indessen wird der Gegenstand von Mariannens rücksichtsloser Leidenschaft keinesweges geschont, sondern der Verfasser hat Billigkeitsgefühl genug, ihn als gefühlstroh und egoistisch zu bezeichnen. Die Moral dieses Romans versteht Jules Sandeau überzeugend und ergreifend herauszuheben; es ist die, daß die unglückliche Marianne wie eine Ausgestoßene umherirrt und sich verzweifelt nach dem selbst verschmerzten Paradiese des Familienlebens zurücksehnt, welches sie auf ewig verloren hat. Das Talent der Franzosen für die Detailmalerei psychologischer Wahrheiten zeigt sich in diesem Romane besonders glänzend; obwohl der Ruhm der Sand ihn hierin weit überflügelt hat, so muß man doch zugeben, daß Jules Sandeau ihr ein guter Lehrmeister gewesen seyn muß. Er weiß eine Fülle treffender Bemerkungen auf die pikanteste Weise auszudrücken; es sey zur Probe nur eine hier angeführt, er sagt: „Gewöhnlich geht es den Männern mit ihren Frauen wie mit der Gesundheit; sie nehmen keine Rücksicht darauf, sie schonen sie nicht und merken erst, wenn sie sie verloren haben, wie schwer es ist, ohne sie zu leben.“ Es liegt in diesem Ausspruch eine heilsame Lehre und zugleich ein charakteristisches Moment des Familienlebens, das wirklich so eng mit unserem Fleisch und Blut verwachsen ist, wie die Gesundheit; wer es zerstört, hat nie-

nieden auf kein Glück und keine Ruhe mehr zu hoffen. Jules Sandeau's löblicher Zweck ist eine eindringliche Warnung gegen Verirrungen dieser Art; er predigt die wirksame Moral abschreckender Beispiele in seinen Romanen.

Einer seiner neuesten: *Fernand*, führt eine besonders energische Sprache, die auch wieder reich an bitteren Sarkasmen gegen das schwächere Geschlecht ist; Fernand liebt eine junge schöne Frau, aber er fühlt seine Leidenschaft täglich abnehmen, während die ihre, nach den Gesetzen des Widerspruchs im Menschenherzen, zunimmt; der Geliebte vermag seine Lage nicht länger zu ertragen; sein Gewissen erwacht in dem Maße, als seine Liebe erstickt, er schämt sich mit edlem Schmerz der Lüge vor der Welt, des Betrugs vor dem ehrenwerthen Gatten seiner ehemaligen Geliebten, und entzieht sich ihr durch eine Reise, hat aber nicht den Muth, völlig mit ihr zu brechen, weil er fürchtet, sie zu elend zu machen, sie, die ihm so theuer gewesen, die ihm so viel geopfert. Sandeau sagt: „Man liebt noch lange mit dem Gewissen, wenn man schon längst aufgehört hat, mit dem Herzen zu lieben! Jedoch mischt sich in diese Nachliebe auch ein großer Theil von Eitelkeit; welche sonderbare Selbstüberschätzung, zu glauben, daß die Frau, die wir verlassen, nichts Anders thun könnte, als sich aus dem Fenster stürzen oder vor Kummer sterben! Die Frauen lachen unter sich darüber; sie machen sich viel weniger daraus, verlassen zu werden, als wir so gern glauben. Der Beweis ist, daß, wenn wir ihnen treu bleiben, so sind sie die ersten, die uns verlassen. Wohl ist es schwer, diese anscheinend so süßen Fesseln abzustreifen, taub zu seyn für das Schluchzen einer Ariadne, die zerreißenden Klagen einer Kalyppo, aber es ist immer unsere Eitelkeit, die uns verblendet und verleitet, die Schmerz- und Jornaussbrüche dieser verlassenen Schönen so ernsthaft zu nehmen; sie haben in der Regel guten Trost bei der Hand und wechseln ihre Liebe wie die Eichen ihre Blätter.“ Trotz dieser etwas rauhen Ermuthigungen, die ihm ein Freund zuruft, kann Fernand sich nicht zu einem offenen redlichen Bruch mit seiner unglücklichen Geliebten entschließen: er zieht es vor, sie hinzuhalten und vorzubereiten auf den allerdings von ihm überschätzten Verlust. Hier giebt Sandeau den Frauen eine bittere, aber sehr heilsame Lehre; die Briefe Fernand's sind die tiefsten Demüthigungen der Weiblichkeit; er sagt seinem Freunde: „Ich habe so eben an Arabella geschrieben, ich habe mein Herz so lange gefoltert, bis ich noch einige schwache Funken darin aufreiben konnte; welche Dual, ich wünsche es nicht meinem ärgsten Feinde, einen Liebesbrief schreiben zu müssen an eine Frau, die man nicht mehr liebt.“ Und als Fernand nun gar einen Brief von seiner ehemaligen Geliebten erhält, ruft er aus: „O, dieser Brief ist wie ein grausamer Gläubiger, der den höchsten Preis verlangt für einen einzigen glücklichen Tag des Vergessens“, Fernand ärndet die traurigen Folgen seines feigen Mitleids; Arabella, durch seine künstlich Lüge und Wahrheit verwebenden Briefe getäuscht, glaubt sich noch wie sonst geliebt, glaubt, er leide durch die Trennung alle die Qualen, die sie selbst empfindet, vergißt alle Pflichten, alle Rücksichten und wirft sich in Fernand's Arme in einem Moment, wo er im Begriff ist, sich mit einem schönen jungen Mädchen zu verloben, für das sein Herz, zum vierten oder fünften Male die erste wahre Liebe empfindet. Jetzt kann Fernand die Erklärung nicht mehr aufschieben, noch zwei Worte, und Arabella wird ihre ungelegene Ankunft, ihre Erniedrigung begreifen — da öffnet sich die Thür, und der betrogene Gatte tritt ein; er scheint Fernand's Absichten zu durchschauen und zwingt ihn mit grausamer Ironie die unglückliche Arabella auf, als eine fürchtbare, wenn auch unblutige Rache. In Verzweiflung reißt das durch Schande zusammengeschmiedete Paar nach Italien; Arabella macht einen Versuch zum Selbstmord, als sie einfiel, wie unglücklich Fernand sich durch sie fühlt; er rettet sie, obwohl er ein Frohlocken nicht unterdrücken kann bei dem Gedanken, durch ihren Tod seine Freiheit wiederzuerlangen. Endlich stirbt Arabella an der dumpfen Qual ihres elenden Daseyns; sie schreibt voll heftiger Reue an ihren verlassenen Gatten einen Abschiedsbrief, in dem sie ihm sagt, wie vollkommen seine Rache gelungen sey, wie grausame moralische Mißhandlungen sie erlitten habe. Fernand betrauert sie aufrichtig, er kehrt in seine Heimat zurück und überläßt sich wieder der Glückshoffnung in der Liebe jenes schönen Mädchens, das auch ihm treu ergeben geblieben ist. Aber die Nemesis ist noch nicht versöhnt; am Vorabend seiner Vermählung tödtet ihn, im Duell, der beleidigte Gatte Arabellens, dessen Schmerz und Rachegefühl durch den trostlosen Abschiedsbrief derselben aufs neue zu heftig erregt worden war. So endet eine im Uebermuth und Leichtsinne begonnene Intrigue gerecht bestraft, wie es um so ergreifender wirken muß, als Fernand durchaus kein schlechter, sondern nur ein schwacher Mensch ist, in dessen Regungen, Wünschen und Handlungen sich Tausende wiedererkennen könnten. Es ist in der That zu bedauern, daß fremde Erfap-

<sup>\*)</sup> Vergl. Nr. 27, Jahrg. 1843.

rungen so wenig nützen, sonst würde Jules Sandeau viel Gutes stiften, viel Wege zum Abgrunde aufhalten können; nur müßte er nicht in den Fehler verfallen, wie bei Hernand, mehr Gewicht auf die Stimme der Klugheit als auf die der echten Tugend und Religiosität zu legen. Er begehrt einmal die große Unvorsichtigkeit und sagt: „Liebe, Fingerisfeneyn und Glück sind die Entschuldigungen für unerlaubte Verhältnisse“, während er sagen sollte, es sind die täuschenden Blumen, die den Abgrund und die Schlange der Sünde verhüllen: Entschuldigung läge eher in den unausbleiblichen Dornen dieser traurigen Giftblumen, wenn davon überhaupt die Rede seyn kann. F. v. S.

### Biographische Skizzen, von Mignet.

Sieyès. — Broussais.

(Schluß.)

Sieyès' Ideen wurden jedoch von Bonaparte ihrem vollen Werthe nach erkannt und größtentheils angenommen; vom Jahr 1800 bis 1814 waren alle Constitutionen nach seinen Plänen gemodelt, und Sieyès gab dem Kaiserthum seine legislativen Formen, wie er der Republik ihre Grundideen gegeben hatte. Er selbst enthielt sich jedes Antheils an der Regierung; der Kaiser ernannte ihn zwar zum Grafen, und der Senat erwählte ihn zu seinem Präsidenten, er legte aber diesen Posten nieder und lebte in stiller Zurückgezogenheit von einigen Freunden umgeben, die seine Meinungen theilten.

Das Kaiserreich hatte seine politischen Entwürfe vernichtet — die Restauration stürzte ihn in seinem Privatleben. Er mußte Frankreich verlassen und brachte fünfzehn Jahr im Exil zu, bis die Julitage ihn in das Vaterland zurückführten. Achtundachtzig Jahre alt, starb er endlich in ruhiger Vergessenheit.

Sieyès war ein merkwürdiger Mensch, obwohl von beschränkten Fähigkeiten. Er hatte unermesslichen Einfluß auf sein Zeitalter: er lieferte die Formeln zu den meisten damals herrschenden politischen Lehren und sah viele seiner Ideen zu Institutionen werden — dies veranlaßte ihn aber zu dem Glauben, daß nur die Ideen von Wichtigkeit seyen. Alles, was theoretisch möglich war, glaubte er auch in der Praxis ausführbar. Hieraus entstand sein halbstarrer Dogmatismus, der ihn bei jeder Krisis veranlaßte, lieber vom Schauplatz abzutreten, als seine Ansichten zu modificiren. Wie die meisten seiner Zeitgenossen, übertrieb er die Macht der Idee und verwarf jedes Hülfsmittel, das nicht von seiner Philosophie dargeboten wurde. Obgleich er unbedingt der größte politische Denker seines Tages war, hat er nichts geschrieben, was auf die Nachwelt kommen wird.

Ein in seinem Fache eben so ausgezeichnete Mann als Sieyès, durch eben so kühne Neuerungen berühmt und von liebenswürdigerem Charakter, war François Joseph Victor Broussais. Er wurde am 17. Dezember 1772 in Malo geboren, wo sein Vater ein in hohem Rufe stehender Arzt war. Die überhäuften Berufsbeschäfte des Letzteren erlaubten es ihm nicht, sich der Erziehung seines Sohnes zu widmen, der während der ersten zwölf Jahre seines Lebens der Sorgfalt einer liebenswürdigen, aufgeklärten und zärtlich von ihm geliebten Mutter und dem nothdürftigen Unterricht des Curé überlassen wurde. Obgleich also seine regelmäßige Erziehung verzögert wurde, war die Zeit für ihn nicht verloren; er lernte Manches, was auf den Schulen nicht gelehrt wird. Vor Allem lernte er Furchtlosigkeit. Sein Vater schickte ihn oft in der Nacht über's Land, um seinen Patienten ihre Medicamente zu bringen, und da der Knabe nicht selten des Weges unkundig war, so stellte er es dem Pferde anheim, ihn nach der Hütte zu tragen, wo der Vater am Tage vorgesprochen hatte. So durchstreifte er die finsternen Straßen und öden Felder, besuchte manche übel berüchtigte Gegend und unheimliche Stätte und wurde durch wirkliche Gefahren vor abergläubischem Schrecken bewahrt. Schon damals gab er überraschende Beweise jener energischen Kühnheit, die einen Charakterzug seines reiferen Alters bildete.

Als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, wurde er nach dem Collegium von Dinan geschickt, wo er die klassischen Studien mit Erfolg betrieb. Der träge, vernachlässigte Knabe zeigte bald, daß seine geistigen Fähigkeiten zwar unausgebildet, aber nicht geschwächt seyen; er holte nicht allein das Versäumte nach, sondern that es auch denen zuvor, die ihren Kursus weit früher begonnen hatten. Ein treffliches Gedächtniß kam ihm hierbei zu Statten, und dem freien, ungebundenen Leben, in welchem er aufwuchs, hatte er eine frühzeitige Geistesreise zu verdanken.

Er hatte seine Studien noch nicht ganz beendigt, als die Revolution ausbrach. Seine Familie war den Grundsätzen derselben zugethan, und er umfaßte sie mit aller Wärme einer jugendlichen Phantasie. Es galt jetzt zu handeln. Die Preußen waren bis Verdün vorgerückt, und bei der drohenden Gefahr eilte ganz Frankreich zu den Waffen. Der zwanzigjährige Broussais trat in eine Compagnie Freiwilliger ein, wo er zum Sergeanten ernannt wurde und mit der er an dem Vendécierre theilnahm. In einem Gefechte mit den Ehouans lieferte er einen ausgezeichneten Beweis von Körperkraft, Großmuth und Unerfrockenheit. Seine Compagnie war überfallen und geschlagen worden, und auf dem Rückzuge fiel einer seiner Kameraden, von einer Kugel getroffen, ihm zur Seite nieder. Bekanntlich wurde dieser Krieg von beiden Theilen mit der Wuth geführt, die alle Bürgerkriege zu charakterisiren pflegt — keiner gab Pardon, und der Feind war nur wenige Schritte entfernt. Der augenscheinlichen Gefahr, erreicht und niedergemeßelt zu werden, ungeachtet, hielt Broussais an, nahm seinen verwundeten Waffenbruder auf den Rücken und setzte, obwohl mit verminderter Schnelligkeit, seine Flucht fort. Die Ehouans gaben Feuer, und eine Kugel ging ihm durch den Hut; er entkam

aber glücklich. Als er aus dem Bereich der Verfolgenden war, legte er den Verwundeten auf die Erde nieder — zu seinem Schrecken fand er ihn aber todt. Er hatte nur eine Leiche in Sicherheit gebracht.

Eine Krankheit nöthigte ihn bald darauf, zu seiner Familie zurückzukehren, und nach seiner Herstellung beschloß er, sich, gleich seinem Vater, der Heilkunde zu widmen. In seinen medizinischen Studien machte er bald ungewöhnliche Fortschritte, und nachdem er in den Hospitälern von St. Malo und Brest praktizirt hatte, wurde er zum Wundarzt der Fregatte La Renommée ernannt. Am Vorabend seiner Abreise erhielt er von dem Maire von St. Malo einen Brief, der mit den schrecklichen Worten anfing: „Zittere, wenn Du diese Zeile liest!“ . . . Die Wohnung seiner greisen Aeltern war von den Ehouans angegriffen worden, die sie Beide ermordet und ihre Körper verstümmelt hatten! Der Schmerz und der Unwille des Sohnes waren unaussprechlich; vierzig Jahre später, schreibt Mignet, erblaßte er noch, wenn er dieses Ereignisses gedachte.

In dem Kriege mit England diente Broussais auf den Fregatten „L'Épionnette“ und „Le Bougainville“; da er sich aber für etwas Höheres bestimmt fühlte als für den Stand eines bloßen Schiffswundarztes, so beschloß er nach Paris zu reisen, um dort seine Studien zu vollenden und den Doktorgrad zu erlangen. Er traf im Jahre 1799 in der Hauptstadt ein, wo er sich bald die Freundschaft des berühmten Bichat erwarb, dessen Werke in der Folge einen bedeutenden Einfluß auf seine eigenen Theorien ausübten. Nach vergeblichen Anstrengungen, sich eine Existenz als praktischer Arzt zu verschaffen, wandte er sein Augenmerk auf die Armee und erhielt den Posten eines Médecin aide-major. Es war im Jahre 1805, als er im Lager ankam, und er begleitete die Truppen nach Ulm, Austerlitz und auf ihrem siegreichen Laufe durch ganz Europa. Broussais war mit allen Eigenschaften ausgestattet, die für einen Militärarzt erforderlich sind: kräftig, unermüdet, furchtlos, entschlossen und mittheilig, ließ er sich durch keine Gefahren von der Ausübung seiner Pflicht zurückhalten, und mitten im Getümmel des Krieges bewahrte er die ruhige Fassung eines philosophischen Zuschauers. Bald nach Holland, bald nach Oesterreich, bald nach Italien verlegt, hatte er öftere Gelegenheit, die verschiedenartigen Wirkungen des Klima's zu beobachten und den Einfluß desselben auf die verschiedenen Krankheiten zu ergründen. Namentlich war die Schwindsucht der Gegenstand seiner eifrigsten Untersuchungen. Einen im Jahre 1808 erbetenen Urlaub benutzte er, um seine „Histoire des Phlegmasies“ herauszugeben, in welcher er die Resultate seiner Beschäftigungen niederlegte und die Meinung aussprach, daß chronische Uebel mehrtheils von schlecht geheilten Entzündungs-Krankheiten herrühren. Die Entzündung, behauptete er, sey der Anfangspunkt des Uebels. Er beschrieb den Gang dieses übermäßigen Reizes, der das Blut in zu großen Quantitäten nach den entzündeten Organen hinzieht, die Functionen in Unordnung bringt, das System zerrüttet und endlich den Tod herbeiführt. Die neuen Ansichten, die er in Betreff der Lungen-Entzündungen entwickelte, waren äußerst merkwürdig: sie wurden aber durch seine Beobachtungen über die entzündlichen Krankheiten des Darmkanals in den Schatten geworfen. Er machte auf die Thatsache aufmerksam, daß dort mehrere Krankheiten ihren Sitz haben, deren Ursprung man bisher anderswo zu suchen pflegte.

Der ungewöhnlichen Verdienste seines Werks zum Troste hatte es doch keinen besonderen Erfolg. Zu jener Zeit machten Bücher nur wenig Aufsehen; die Kriegsthaten Napoleon's verschlangen jedes andere Interesse. Der Beifall einiger ausgezeichneten Männer, unter anderen Pinel's und Chauffier's, entschädigte indessen den Verfasser für die Gleichgültigkeit des größeren Publikums. Zum Oberarzt eines in Spanien stehenden Regiments befördert, trat er heiteren Muthes die Reise nach der Halbinsel zu Fuß an, voll Vertrauen zu sich selbst und mit dem festen Entschluß, ein neues System in der Heilkunde zu gründen.

Nach dem Frieden von 1814 als zweiter Professor an dem Militär-Hospital von Val de Grace angestellt, begann er endlich die Reformen, mit denen er so lange umgegangen war, indem er seine Lehre von der physiologischen Medizin veröffentlichte. Zur Ausbildung derselben wurde er zum Theil durch einen Zufall veranlaßt, der ihn selbst getroffen hatte. Er war in Norwegen an einem heftigen Fieber erkrankt, und da seine beiden Aerzte entgegengesetzte Mittel anriethen, so beschloß er, keinem von Beiden zu folgen. In der Meinung, daß er dem Tode nahe sey, stieg er mitten im heftigsten Fieberanfall aus dem Bett, setzte sich fast nackt an sein Schreibpult und fing an, seine Papiere zu ordnen. Dieses geschah im Monat Januar, und die Straßen waren mit Schnee bedeckt. Während Broussais auf diese Art beschäftigt war, ließ das Fieber allmählig nach, und ein Gefühl der Frische und des Wohlbehagens verbreitete sich über seinen ganzen Körper. Von einem so unvorhergesehenen Resultate betroffen und gewohnt, jedes Krankheits-Symptom mit Genauigkeit zu beobachten, verwandelte er jetzt seine Unbesonnenheit in ein Experiment, öffnete das Fenster, um die kühlende Winterluft einzuathmen, und labte sich mit einem erfrischenden Trunk kalten Wassers. Er nahm in der Folge bedeutende Quantitäten Limonade zu sich und war in weniger als 48 Stunden ganz wiederhergestellt.

Das System, welches Broussais auf diesen und andere Versuche gegründet hatte, wurde von ihm zuerst in dem Lehrsaal der Rue du Foin — dem klassischen Schauplatz der Vorlesungen Bichat's — auseinandergesetzt. Er fand ein zahlreiches Publikum; das System machte Lärm: sein Ruf wuchs täglich. Die Lehre, die er verkündigte — daß nämlich alle Krankheiten von Uebermaß oder Mangelhaftigkeit der Irritation herrühren — war neu und faßlich, und er entwickelte sie mit einer eben so seltenen als hinreißenden Beredsamkeit. Spätere Schriftsteller und die Erfahrung haben zwar bewiesen, daß es nur eine übereilte Hypothese war, die einen Theil für das Ganze nahm, aber mit allen Fehlern des Systems kann man nicht umhin, den echt philosophischen

Charakter desselben zu bewundern; die Hypothese war zwar übereilt, aber es war eine glückliche Uebereilung — einer jener genialen Irrthümer, die der Wissenschaft einen Impuls geben und zur Entdeckung der Wahrheit führen.

Broussais erregte unterdessen einen Enthusiasmus, der an die wunderbaren Erfolge der Lehrer des Mittelalters erinnerte. Der Saal in der Rue du Foin wurde bald den Zuhörern zu eng; er begab sich nach dem geräumigen Theater der Rue des Grès und wurde bald darauf in den Stand gesetzt, seine Vorlesungen in dem Hospital des Val de Grace zu halten. Die mächtige Beredsamkeit des Meisters brachte unter seinen Jüngern die eraltirtesten Wirkungen hervor; die Lehre von der Irritation galt für einen medizinischen Glaubens-Artikel, der seine Fanatiker und im Nothfall seine Märtyrer fand. Ein Umstand, der die französische Jugend charakterisirt, ist der, daß diese Lehre oft Zweikämpfe unter den Studenten veranlaßte.

Mit der mündlichen Entwicklung seiner Grundsätze nicht zufrieden, gab Broussais sein berühmtes „Examen des Doctrines Médicales“ heraus, in welchem er das Eigenthümliche seiner Regeln zusammenfaßte und eine historisch-kritische Analyse der verschiedenen medizinischen Systeme von Hippokrates bis Pinel mittheilte. Der Erfolg dieses Buches setzte den Triumpfen des Verfassers die Krone auf und erhob ihn auf eine Zeitlang zum unbestrittenen Herrscher im Reich der Heilkunde.

Die nächste Stufe seiner Laufbahn wurde durch das Werk: *De l'Irritation et de la Folie* bezeichnet, in welchem er die Psychologie von der Physiologie abhängig zu machen suchte. Die Idee hierzu war schon früher von Cabanis aufgestellt worden; Broussais wußte sie seinen neuen Lehren anzupassen. Er trieb den Materialismus des Tages aufs Aeußerste, indem er nichts im Menschen anerkannte als die Organisation und körperlichen Functionen desselben. Seine neue Schrift gab zu einem wüthenden Kampfe zwischen den feindlichen Sekten der Physiologen und Psychologen Anlaß; den heftigsten Widerstand fand sie bei den Anhängern der eklektischen Schule, die zu jener Zeit aus einer Verschmelzung der schottischen und deutschen Philosophie gebildet wurde.

Broussais, der sich bisher den Lehren der Phrenologie widerlegt hatte, wurde nun durch seine eigenen Theorien zu ihr hingeführt. Dieses System befaß für ihn einen doppelten Reiz; seine Neuheit und die Angriffe, denen es ausgesetzt war, nichts konnte seiner ungehämten, wißbegierigen, polemischen Natur erwünschter seyn. Er predigte es mit gewohnter Energie und mit dem furchtlosen Dogmatismus, der ihn überall auszeichnete.

Er näherte sich aber jezt seinem Ende. Seit längerer Zeit von einem schleichenden und qualvollen Uebel befallen, konnte ihm seine Gefahr nicht verborgen bleiben, und er folgte dem Laufe seiner Krankheit mit demselben kalblütigen Untersuchungsgeist, den er bei seinen anderen Beobachtungen an den Tag legte. Er hielt ein Journal, in welches er jede Erscheinung, jedes Symptom eintrug und worin er die Wirkungen und Folgen derselben voraussagte. Auf diese Weise floß der Philosoph über den Menschen. Die drei letzten Tage seines Lebens verbrachte er auf dem Lande, wo er, seiner zunehmenden Schwäche ungeachtet, mit der Arbeit fortfuhr. Wenige Stunden vor seiner Auflösung diktierte er noch eine medizinische Abhandlung. Bald nachher versiel er in einen heftigen Todeskampf; ein so kraftvoller Organismus konnte nicht leicht zerstört werden — die Agonie dauerte lange. Endlich richtete er sich im Bett auf, stieß einen durchdringenden Schrei aus, sank zurück, drückte sich mit fast erschütterter Hand die Augenlider zu und verschied.

## Korsika.

### Sitten und häusliches Leben auf Korsika.

Von dem Deputirten Mermilliod.

Korsika hat bei einem Flächeninhalte von 440 französischen Quadratmeilen nur 210,000 Einwohner. Diese geringe Bevölkerung ist nicht nur den Kriegen und Verwüstungen, welche bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Land fast unaufhörlich heimgesucht, sondern auch der noch jezt unter allen Ständen vorherrschenden Ehelosigkeit zuzuschreiben. In einer auch noch so bemittelten Familie denken doch selten alle Söhne daran, ihrerseits eine neue Familie zu gründen. In der Regel verheiratet sich bloß der älteste Sohn, um so für die Fortdauer der Familie und ihres Namens zu sorgen; die anderen Brüder (solchen Einfluß haben bei ihnen die alten Ueberlieferungen und Gewohnheiten) scheinen ihre Bestimmung nur darin zu finden, diesem die Pflicht für Erhaltung der Ehre des Namens durch ihre Thätigkeit zu erleichtern. Seine Kinder betrachten sie gewissermaßen auch als die übrigen. Sie würden es sich als eine Sünde rechnen, das hundertjährige Erbgut zu zerstückeln, das vielmehr unter ihren Händen und durch ihre Thätigkeit noch einen Zuwachs erhalten soll. Auch hat man in Korsika auf die gleiche Vermögenstheilung der Kinder, wie sie in Frankreich gesetzlich begründet ist, freiwillig Verzicht geleistet. Die öffentliche Meinung und im Nothfall das edelmüthige Verlangen seiner sich selbst verleugnenden Kinder erheischen von dem Familienvater die Vererbung des Vermögens auf seinen Erstgeborenen. Dieser ist auch in der That der Mittelpunkt aller Sorgen, Opfer und Thätigkeit. Jede Familie bildet eine Art Stamm. Der Vater ist gleichsam der Patriarch in demselben; der älteste Sohn das im voraus bestimmte Oberhaupt. Man kann die unendliche, diesen Familiengliedern von allen Seiten gezollte Verehrung und Liebe nicht genug bewundern; man kann nichts Erhebenderes sehen, als das unbedingte und unbegrenzte patriarchalische Schutzverhältnis, das aus diesem freiwilligen Uebereinkommen sich entwickelt. Wer nicht eine Zeit lang am heimischen Heerde des Korfen, in der Stadt wie auf dem Lande, zugebracht, wird sich schwerlich den erhebenden und wohlthuenden Eindruck denken können,

welchen jene alterthümlichen Sitten, jene gegenseitige Selbstverleugung, jener Austausch der Liebe und Hingebung machen, die auf die verschiedenste Weise zuletzt dasselbe Ziel erstreben, nämlich: die Ehre, den Vortheil und die Sicherheit der Familie.

Die Frauen tragen zu diesem Zwecke auf eben so verdienstliche Weise bei. Mit der Erziehung der Kinder, mit der Sorge für das Hauswesen, im Nothfall auch mit Arbeiten außer dem Hause beschäftigt, haben sie von den Vergnügungen und Festlichkeiten nach unseren Begriffen gar keine Vorstellung.

Die Mutter ist die Matrone und Hüterin des Hauses; während sie theils durch ihre Sorge und Thätigkeit für die Familie, theils durch Religionsübungen, die sie übrigens mit nicht zu großer Andacht verrichtet, ihr Tagewerk und ihre Bestimmung zu erfüllen glaubt, scheint sie sich als ein dem Mann untergeordnetes Wesen zu betrachten, und weit davon entfernt, wie die Frauen auf dem Kontinent, gegen die ihr von Gelehr und Sitte auferlegte Ungleichheit der Geschlechter zu eifern, geräth sie vielmehr (wie ich als Augenzeuge versichern kann) in Erstaunen darüber, daß unser Gesetzbuch ihrem Geschlecht Rechte bewilligt habe, die ihr gegen die Natur der Dinge zu verstoßen scheinen.

Auch die in diesen herkömmlichen Grundsätzen erzogenen Töchter finden es ganz natürlich, daß sich die älterliche Sorgfalt und Liebe vorzugsweise ihren Brüdern zuwendet, und daß sie selbst eine unbedeutende Rolle spielen, weil sie zur Fortdauer und Ehre des Namens der Familie nichts beitragen können. Ihr Beruf beschränkt sich darauf, in der häuslichen Wirtschaft an die Hand zu gehen und durch ihre Arbeit zum Auskommen der Familie beizutragen, falls diese nicht reich ist. Für sie giebt es keine Gütertheilung: hinsichtlich ihrer hat die gemessene Gesetzgebung ihre vollkommene Gütigkeit behalten. Man beschränkt sich bei ihrer Verheirathung darauf, ihnen eine dem Vermögensstande des Hauses angemessene Mitgift zu geben, und im Allgemeinen nähert sich dieselbe möglichst dem Antheile, der ihnen nach dem sonst gewöhnlichen Gebrauch billigerweise zukommen würde. Zwar könnte wohl der Schwiegersohn nach dem Tode der Aeltern eine genauere Rechnungslegung und eine vollkommene Befriedigung verlangen; beinahe beispiellos aber ist es, daß er hierzu seine Zuflucht nehme; stillschweigend hat er bei seiner Verheirathung die Bedingungen anerkannt, welche die Sitte ihm auferlegte, und eine Art Gericht der öffentlichen Meinung würde sich seinen Anforderungen entgegenstellen.

Doch auch zu Gunsten der Mädchen von Seiten ihrer Brüder selbst zeigt sich nicht selten jene von Stolz begleitete Hingebung, die den korsischen Familien so eigenthümlich ist. Häufig kann man wahrnehmen, wie sie, um ihre Schwestern zu versorgen, ihren persönlichen Vortheil ganz bei Seite setzen, schweren Opfern sich unterziehen und die Gründung ihres eigenen Hausstandes aufschieben; und wenn der Fall eintritt, daß die Schwestern Witwen werden oder sonst Unglück sie heimsucht, so steht ihnen jederzeit der heimische Heerd wieder offen, ohne daß sie nöthig hätten, um ihre Wiederaufnahme zu bitten, und ohne Demüthigung, ohne erwartete Dankbarkeit; so sehr scheint ihnen dies in der Natur der Sache zu liegen und als sich von selbst verstehend, da sie ja doch von demselben Blute sind und bei ihnen der Grundsatz gilt: Alle für Einen, und Einer für Alle.

Uebrigens ist der Einfluß der Frauen, wenn auch nicht so geräuschvoll sich breit machend und unausweichlich, wie bei den unsern, darum nicht minder vorhanden und anerkannt. Bei fast allen Vorfällen von einiger Bedeutsamkeit wird es der Korfe, unbeschadet seiner Würde, nicht gern unterlassen, den Rath und die Ansicht seiner Lebensgefährtin einzuholen. Ich habe es aus dem Munde des Bischofs von Ajaccio selbst, daß es ihm auf seinen geistlichen Rundreisen durch den Einfluß der Frauen oft geglückt sey, Feindschaften ein Ziel zu setzen, gegen welche er mit allen seinen sonstigen Bemühungen nichts hätte ausrichten können.

Man wird einsehen, daß in einem Lande, in welchem die Civilisation nur langsam vorschreitet, die weibliche Erziehung, zumal in den unteren Ständen, noch Vieles zu wünschen übrig lassen muß; auch kann man den seit einigen Jahren unternommenen Versuchen, die Mädchen wenigstens an der Wohlthat des Elementar-Unterrichts Theil nehmen zu lassen, insbesondere aber der Stiftung von Schulen, die unter der Leitung der sogenannten Schwestern stehen, einer Stiftung, deren guter Erfolg in kurzer Zeit alle Erwartungen übertroffen hat, seinen Beifall nicht versagen. Außerdem bestehen in Bastia und Ajaccio einige Erziehungs-Anstalten für Jöglinge aus den höheren Ständen; mehrere Familien endlich schicken ihre Töchter in Anstalten ähnlicher Art nach Frankreich oder Italien.

Die männliche Bevölkerung hat im Unterricht bei weitem bedeutendere Fortschritte gemacht; man kann sogar die Behauptung aufstellen, daß man in Korsika verhältnismäßig eine weit größere Anzahl von Männern findet, welche Elementarkenntnisse besitzen, als in Frankreich selbst. Man ist erstaunt, wenn man selbst in den entlegensten und wildesten Thälern und Gegenden der Insel gewöhnliche Hirten fertig lesen und schreiben sieht. Dieses Erstaunen wird durch die Beobachtung noch erhöht, daß sie sich alle in ihrer Sprache und bei ihren Rechnungen der Zählung nach Metres und des Dezimalsystems bedienen, mit welchem man bei uns nur schwer und erst allmählig sich befreundet hat. Dies läßt sich übrigens daraus erklären, daß ihre Vereinigung mit Frankreich beinahe gleichzeitig mit der Einführung jenes Systems stattgefunden hat, und daß es ihnen, einmal gezwungen, die von den Genuesern bei ihnen eingeführten Anordnungen und Einrichtungen aufzugeben, um so leichter wurde, die neuen von den französischen Nationalversammlungen verfügten Vorschriften ohne Weiteres anzunehmen.

In den Küstestädten und überall sonst von nur einigermaßen gebildeten Personen wird mit gleicher Leichtigkeit französisch, italienisch und korsisch gesprochen; lezteres ist eine abscheuliche Mundart, die der noch abscheulicheren Aussprache wegen nur ein geübtes Ohr verstehen kann.

Wer nicht den Vorzug besitzt, aller dieser drei Sprachen mächtig zu seyn, spricht wenigstens korsisch und italiänisch; und auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung müssen diejenigen stehen, deren Sprachkenntnisse sich nicht über ihr Auserwähltes erstrecken. Viele von denen, welche einer älteren Generation angehören, haben in den berühmten Schulen Italiens ihre Studien gemacht; und man wird es deshalb leicht begreifen, warum, abgesehen von den Banden, welche sie so lange Zeit an dieses Land fesselten, abgesehen ferner von dem Verkehr und den Verbindungen, welche sie mit den Hauptstädten desselben fortwährend unterhalten, die italiänische Sprache und Literatur einen Haupttheil ihrer Kenntnisse ausmacht.

Ich kann hierbei nicht unerwähnt lassen, daß ich in mancher mehr wegen der Sittenrohhheit ihrer Einwohner als wegen der geistigen Bildung derselben in Ruf stehenden Stadt oder in manchem wie eine Oase in der Wüste im Gebirge versteckt liegenden Marktflecken auf Menschen gestoßen bin, deren mannigfache Kenntnisse den Reiz vieler Gebildeten des Continents erregen würden.

Es fehlt nichts, als eine bessere Pflege des Gymnasial-Unterrichts, um merkwürdige Fortschritte herbeizuführen. Denn der Korse besitzt in der That eine so schnelle und lebhaftige Auffassung, daß der Unterricht nur wenig zu thun hat und eine geringe Anleitung genügt, um seine reichen Anlagen zu entwickeln. Schon wird den unteren Ständen durch die Frères de la doctrine chrétienne ein Unterricht zu Theil, dessen Erfolge beinahe wunderbar sind. Leider haben die kleine Zahl derer, über welche bisher dieser Orden zum Besten der Insel hat verfügen können, und die geringen Gemeinde-Mittel noch nicht gestattet, ihre Schulen in erwünschter Zahl zu vermehren.

Die möglichste Ausbreitung dieser geistlichen Gesellschaft so wie der Militair-Garnisonen (was allerdings komisch und paradox klingt) thut diesem Lande Noth und ist das rechte Mittel, um zur Civilisation und zum Fortschritt den Keim zu legen, französische Sprache, geselliges Leben, Sitten, Industrie und geistige Bildung daselbst einzubürgern und manche Gewohnheiten, Sitten und Vorurtheile zu verdrängen; denn keiner der übrigen Stände lebt in solchem Grade im täglichen Verkehr und in genauer Verbindung mit der Masse des Volks, ist in alle Lebensverhältnisse desselben so eingeweiht und übt einen so nachhaltigen Einfluß auf dasselbe, als der Lehrer und der Soldat. Für den Sekundär-Unterricht giebt es in Korsika drei Anstalten: zwei Gemeindeschulen in Ajaccio und in Calvi und ein königliches Gymnasium in Bastia. Letzteres ist erst ganz kürzlich gestiftet, und zwar auf Anregung und Antrieb des Herzogs von Orleans, der sich überhaupt bei seinem kurzen Besuch der Insel das schönste und bleibendste Denkmal in den dankbaren Herzen der Einwohner gesetzt hat.

(Schluß folgt.)

### England.

#### Uebersetzungen aus dem Deutschen.

Aus Aachen sind uns von einer daselbst lebenden englischen Dame nachstehende sehr gelungene Uebersetzungen zugesandt worden, die auch in größeren Kreisen Interesse erwecken dürften.

#### S o n g.

Translated from the German of Wolfgang Müller, by Mrs. Miles.

My noble bird, my noble bird  
Whose pinions never fall,  
My message take, my message take  
Far far o'er hill and dale.

A poet speaks, a poet speaks  
Serene the air shall be,  
And spring's soft breath and sunny beams  
Shall go along with thee.

Seek thou the East, the banks of Rhine  
Thither direct thy wing,  
And greeting to a constant heart  
From one that loves her bring.

At a high window she'll be found  
Mid Myrtle blossoms bright  
For oft she gazes towards the west  
Impatient for thy sight.

Tell her, that though I happy seem  
And join in dance and song,  
My thoughts each moment as they flow  
To her alone belong.

Then haste my bird, my noble bird  
Whose pinions never fall,  
And say her thus: I love but thee  
But thee o'er hill and dale.

Aix la Chapelle, Nov. 1843.

#### The Serenade.

From the Sterbeklänge of Uhland, translated by Mrs. Miles.

And who has thus my slumbers broken  
With minstrel strains so sweet?  
Oh mother dear, say, who comes here  
So late thy child to greet?

Sleep on my child, I nothing see  
But thy blue eye so mild,

I nothing hear, no sound is here  
Sleep on my suckling child.

No earthly music meets my ear  
No earthly form my sight,  
To distant halls an angel calls  
O mother dear good night.

#### Sailors Song.

From the German of Platen, translated by Mrs. Miles.

Oh happy day — reserved by fate  
When will you dawn for me?  
When my dear home, my long left home  
Before me I shall see?

Oh haven! where my weary boat  
May rest securely kept,  
Oh Maiden! who to honour me  
Perchance one tear has wept.

Rememberst thou thy sacred oath?  
And holdst thou sweet thy word?  
Then adverse fate pursue me not  
Nor say that hope has erred.

For still I'll trust, we'll meet again!  
Then tarrying watch the sea,  
And if a pennon distant waves  
That flag belongs to me.

### Mannigfaltiges.

— Sprachreinheit betreffend. Die Herausgeber der in Ulm erscheinenden „Zeitinteressen“ haben alle andere deutsche Zeitungen und Zeitschriften aufgefordert, sich mit ihnen zu verbinden, um „sich des Gebrauchs der deutschen Sprache in ihrer Reinheit zu befleißigen, ihren ganzen Einfluß geltend machen zu wollen, um diesen Gebrauch allgemein zu machen und öffentlich durch ihre Blätter dies zu erklären.“ Auch uns ist eine solche Aufforderung zugekommen, und wir erkennen gern den schönen vaterländischen Gedanken an, durch die Tagespresse, diesen immer mächtiger werdenden Hebel des Volksbewußtseyns, auf Einigung und Kräftigung desselben zu wirken. Wir selbst haben zu allen Zeiten solchen Bestrebungen uns angeschlossen und werden auch ferner gern in diesem Sinne wirken; aber ein Versprechen, uns der ausländischen in Deutschland einmal eingebürgerten Wörter ganz zu enthalten, können wir um so weniger geben, als wir gerade sehr oft Gelegenheit haben, wahrzunehmen, wie schwer sich der Sinn mancher derselben auf andere Weise vollständig und ohne weitschweifige Umschreibung wiedergeben lasse. Sind doch auch andere Völker keine solche Puristen, wie man es zu seyn uns zuweilen schon zugemuthet hat. Daß die Schätze der Griechen und Römer den Franzosen fortwährend zu neuen Wortbildungen dienen, ist bekannt, aber auch den Engländern und Deutschen entlehnt jetzt ihre Umgangssprache manche Wörter zu Bezeichnung neuer Begriffe. Gleichwohl haben solche von Zeit zu Zeit wieder auftauchende wohlgemeinte Aufforderungen, wie die der „Zeitinteressen“, mindestens das Gute, manche Schriftsteller auf sich aufmerksam zu machen, so daß sie vor nachlässigem Sichgehenlassen auf einem Felde sich hüten, das jedenfalls nur mit einer gewissen Zurückhaltung betreten werden darf.

— Die Inschrift des Steins von Rosette. Ein Korrespondent des Londoner Athenaeum macht darauf aufmerksam, daß die von Professor Lepsius in einem seiner letzten Schreiben erwähnte, von ihm an einer Mauer des Isis-Tempels von Philae aufgefundenene Inschrift, welche eine Wiederholung, und zwar eine vollständigere, der Worte auf dem bekannten Stein von Rosette ist, bereits von englischen Reisenden früher entdeckt und namentlich von Salt in dessen Essay on the phonetic System, London 1825, beschrieben worden sey. Salt beschreibt jedoch die Inschrift als sehr verstümmelt, indem über dieselbe eine größere Hieroglyphenschrift eingeschnitten worden sey. Professor Lepsius hat daher jedenfalls das Verdienst, sie genauer dargestellt und auch dasjenige, was seinem Vorgänger undeutlich geblieben, entziffert zu haben.

— Denkmälersucht. Man hat über diese in neuerer Zeit besonders in Deutschland herrschende Sucht schon vielerlei Bemerkungen gemacht; nirgends jedoch dürfte bis jetzt ein ähnlicher Fall wie der vorgekommen seyn, der kürzlich in England zu gerichtlicher Verhandlung kam. Ein im vorigen Jahre zu Norwich verstorbener Herr Hobart hat nämlich in einer nach seinem Tode aufgefundenen letztwilligen Verfügung die Summe von 4425 Pfd. (30,000 Thaler) ausgesetzt zur Anfertigung einer Reiterstatue von ihm selbst! Die Erben des Mannes, der erst durch sein Denkmal berühmt zu werden hofft, ließen die Gültigkeit dieses letzten Willens vor dem kompetenten Gerichtshof, dem Ecclesiastical Court, angreifen. Die Doktoren Adams und Robertson stellten die Behauptung auf, daß ein so seltsames Legat den besten Beweis liefere, daß der Verstorbene nicht dispositionsfähig gewesen. Der Richter, Sir Herbert Jenner Just, sprach aber das Urtheil, „daß, wiewohl das Legat ein Beweis von der übertriebenen Eitelkeit des Erblassers, dies doch nicht hinreichend sey, den Gerichtshof zu überzeugen, daß der Verstorbene nicht bei Verstand gewesen.“ Es wird demnach ein Bildhauer die 4425 Pfd. des Herrn Hobart bekommen und dafür die erstaunte Welt mit dessen Reiterstatue beschenken.